

Der grüne Schwafler (1): Habecks Karrierismus

Von David Schneider.

Felix, ein erderwärmungskritischer Junge aus gutem Elternhaus, lässt sich ungern etwas vormachen: „Ich hasse es, wenn sich Erwachsene aufspielen, als hätten sie die Wahrheit mit Löffeln gefressen.“ Schließlich tragen die Erwachsenen die Verantwortung für das drohende Unheil, das ihm jedoch nicht nur Kummer bereitet: „Ein Teil des Landes säuft ab, der andere wird zu einer riesigen Schneewüste. Wenn es dann allerdings aussieht wie jetzt hier auf dem Feld, ist das nicht das Schlechteste.“ Abgesehen von der hierzulande nicht außergewöhnlichen Lust an der Apokalypse hat der Held des 2011 erschienenen Jugendbuches [Wolfsnacht](#) keine schwerwiegenden Probleme. Das ändert sich, als ihm mitten im Wald ein Wolf bedrohlich nahe kommt.

Weil Felix das kleine Abenteuer nicht für sich behält, erfährt schon bald die gesamte Gemeinde von dem Problemwolf, der endgültig in Unnade fällt, als er kurz darauf die Hühner des ortsansässigen Bauern erbeutet. Die Wut wächst. Die Bürger bewaffnen sich, sogar die Armee rückt an. Das hat Felix nicht gewollt. Also beschließt er zusammen mit Lea („Autos sind scheiße“) und dem von Greenpeace angeheuerten Wolfsexperten Dr. Koopmann, das Tier vor der Bürgerwehr zu schützen. Die Mission gelingt. Im Verlauf der Rettungsaktion erweist sich der junge Tierfreund als verantwortungsbewusster Problemlöser, der sich von Leas Radikalismus („Zum Beispiel könnten wir allen Polizeiautos und Armeejeps die Reifen durchstechen“) nicht infizieren lässt. Am Ende herrscht Harmonie, Lea übergibt Felix ein herzerreißendes Geschenk: „Aus der Plastiktüte zog ich einen Rucksack. Er ist knallgelb. Und auf der Vorderseite ist eine Wolfstatze abgebildet.“

Die Geschichte über die Rettung eines wilden Tieres, das seit Ewigkeiten als Projektionsfläche für Naturbegeisterte herhalten muss, hat sich das auf jugendpolitische Erbauungsliteratur spezialisierte Autorenehepaar Robert Habeck und Andrea Paluch ausgedacht*. In einer Welt, in der Konflikte schnell eskalieren können, so die Botschaft, kommt es darauf an, Verantwortung zu übernehmen und bei dem, was man tut, Engagement zu zeigen, ohne über die Stränge zu schlagen. Dann wird man auch mit einem Happy End belohnt. Hier haben Eltern aus dem grüdeutschen Mittelstandsmilieu in eine fade Story verpackt, wie sie sich die perfekten Kinder vorstellen: als konstruktive Querdenker, die gerne an der frischen Luft sind, ein Herz für Tiere haben und statt über ihren Auszug bei den Eltern lieber über die Zukunft des Planeten nachdenken. Die Alten mit den falschen Wahrheiten, gegen die sie aktiv werden, sind freilich nicht die eigenen Mütter und Väter, sondern verantwortungslose Egoisten, die lieber den Wolf abknallen, als sich an den runden Tisch zu setzen.

Atemluftneidische Frühvergeiste

Engagierte Schüler demonstrieren derzeit jeden Freitag unter dem Applaus der ökologisch korrekten Mehrheit dieses Landes mit Parolen wie „Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr

unsere Zukunft klaut!“ für den Klimaschutz. Die Obsession, den Planeten zu retten, hat ihnen längst nicht nur jeden Begriff vernünftiger Interessenvertretung, sondern auch jene Unbekümmertheit ausgetrieben, die die Jugend einmal auszeichnete. Stattdessen vermitteln sie den Eindruck atemluftneidischer Frühvergeister, denen noch das bisschen Selbstachtung fehlt, das einen daran hindern könnte, im Einverständnis mit Erziehungsberechtigten auf Klimademonstrationen heranzuzulungern.

In der herauskrakeelten Sorge um die eigene Zukunft artikuliert sich der Klassenstandpunkt von früh angegrüntem Akademikerkindern, bei denen die permanente Stimulation ihres Egos die vom Glauben an die eigene Selbstwirksamkeit beseelte Vorstellung erweckt, dass auf sie die großen Gestaltungsaufgaben warten. Unterdessen könnte den Realistischeren unter ihnen ein Blick auf all die mitdemonstrierenden Klimastreiber ringsherum klarmachen, dass man von einer Zukunft unter solchen Leuten auch unabhängig vom Wetter nicht allzu viel erwarten sollte.

Den Sound zum umweltpolitischen Engagement liefert Robert Habeck heute nicht mehr als Jugendbuch-Schreiber, sondern als grüner Frontmann. Die [Happy-End-Parolen fürs Wahlvolk](#) sind aber mindestens so kitschig wie die pädagogischen Leitsätze aus der Wolfsschmonzette für erlebnisorientierte Ökokids: „Es gibt eine Sehnsucht nach einer Politik, die Visionen nicht für ein Schimpfwort hält, eine Politik, die Menschen bewegt und mitnimmt, die Demokratie erlebbar macht.“ In seiner 2016 erschienenen politischen Autobiographie [Wer wagt, beginnt. Die Politik und ich](#) beschreibt Habeck, der den Grünen 2002 als bereits Überdreißigjähriger beitrug, seine Politisierung als Folge einer produktiven Sinnkrise, die ihm klargemacht habe, „dass mir die Bindekraft meines Alltags, meines privaten Binnenkosmos, nicht mehr genügte.“

Ihm war also langweilig, weshalb er beschloss, bei den „coolen, Robin-Hood-ähnlichen Vorkämpfern für eine bessere Welt“ mitzumachen. Zur Erinnerung: Im Jahr 2002 war die rot-grüne Bundesregierung schon fast vier Jahre lang im Amt. Die romantischen Weltverbesserer hatten im Zuge der Hartz-IV-Reformen mit der Deregulierung des Arbeitsmarktes und der Abschaffung sozialer Absicherungen ein Ertüchtigungsprogramm mit auf den Weg gebracht, das darauf zielte, das Menschenmaterial auf Trab zu bringen, um den Standort Deutschland für den totalen Weltmarkt aufzurüsten.

Nicht vordergründig um die Rache der Enterbten

Auch die Zustimmung der Grünen zur militärischen Zerschlagung Jugoslawiens hätte damals schon zur Einsicht verhelfen können, dass es bei den Grünen nicht vordergründig um die Rache der Enterbten geht. Möglicherweise verhalf Habeck sein Talent zum positiven Denken dazu, sehr schnell Landesvorsitzender und ein paar Jahre später Umweltminister in Schleswig-Holstein zu werden. Diesen Job als „Draußenminister“ (Habeck über Habeck) gab er im vergangenen Jahr auf, um zusammen mit Annalena Baerbock den Bundesvorsitz der Grünen zu übernehmen. Spätestens seit seinem Wechsel in die Bundespolitik gilt Habeck als politische Sensation. Er begeistert das auf sinnstiftende Erzählungen lauernde Publikum nicht mit Inhalten, die so belanglos sind, dass sie getrost vernachlässigt werden können, sondern mit seinem Auftritt. Der Mann verkörpere einen neuen Stil und spreche eine andere Sprache als alle bisherigen Politiker, heißt es allenthalben.

Ob als „Öko-Heiland“ (Hamburger Morgenpost), „grüner Schwan“ (Spiegel online) oder künftiger Kanzler (Daniel Cohn-Bendit) – Habeck soll das zerstrittene Land über die Milieugrenzen hinweg wieder zusammenbringen. Kurzum: „Habeck funktioniert in

Prenzlauer Berg [genauso wie in einem Holsteiner Kuhstall](#).“ In der Etikettierung „Draußenminister“ steckt eine entscheidende Komponente seines Erfolgsrezeptes. Habeck gilt als Macher, der sich nicht zu schade ist, auch mal in Gummistiefeln loszuziehen, um die Probleme vor Ort zu lösen.

Existenzielle Weltverbundenheit kombiniert er mit einem Notstandsjargon („In Krisen schlägt die Stunde des Politischen“), der unterstreichen soll, dass sein politisches Engagement den tieferen Bedeutungsschichten unseres Daseins entstammt. Habeck hat nicht einfach politische Interessen, er fühlt bei dem, was er tut, nicht weniger als die „Sehnsucht nach dem Meer“. Die „Relativität des ängstlichen Abtastens“ [lehnt er ab](#), ganz unbemerkt knüpft er dabei an eine sehr deutsche Tradition an, die besagt: Wer leben will, hat ranzuklotzen. Den grünlackierten Kraft-durch-Freude-Gestus reichert er mit schamlosestem Kitsch an, der bei der Sehnsucht nach dem Meer anfängt und zwischen toten Pottwalen an der Nordseeküste, die ihm bei der Entscheidung für die Kandidatur zum Parteivorsitz auf die Sprünge geholfen haben, [ans Ziel kommt](#): „Aber jetzt, hier im Watt zwischen den toten Walen, sortierte sich wieder, was richtig und wichtig war.“

Das Hausieren mit der eigenen Empfindsamkeit wird allein deswegen nicht als aufdringliche Anbietung an esoterisch Anfällige empfunden, weil die zeitgenössische Politik mit den großen Gefühlen, die alle haben wollen, längst verschmolzen ist. Die betonte Sensibilität bedient zudem das virale Massenbedürfnis nach zartfühliger Männlichkeit, die auch als morbider Fimmel für tote Tiere daherkommen darf, solange die jeweilige Selbstinszenierung als Bekenntnis zur eigenen Schwäche desjenigen erkennbar bleibt, der auch schlecht rasiert nicht als derber Macker, sondern als softer Wuschelkopf erscheint. Bei aktuellen Aufnahmen von männlichen Schauspielern und Popstars zeige sich ein ganz neuer Blick, war jüngst in der Süddeutschen Zeitung zu lesen. Der neue Mann schaue nicht mehr von oben herab, sondern so, „als habe man das gesenkte Haupt gerade erst aufgerichtet, um jetzt ein bisschen verlegen, [ein bisschen rätselhaft in die Kamera zu blicken](#).“

Kumpel Kant

Fotos von Habeck, auf denen sein nachdenklich-gesenkter Kopf und drolliger Blick Gedankenschwere und Kontaktfreudigkeit vermitteln sollen, bezeugen, dass der Imagewandel, von dem hier die Rede ist, auch die Berufspolitik erreicht hat. Der „Frauenschwarm-Politiker“ (Bild) kann aber nicht nur süß gucken: „Er hört zu und denkt nach, bevor er etwas sagt. Der Mann hat seinen Intellekt [an großen Philosophen wie Immanuel Kant geschult](#).“

Dass dem Gefeierten die Lobhudelei peinlich sein könnte, ist auszuschließen, denn er selbst macht's auch nicht unter Kant: „Ich weiß, dass ich nicht alles besser weiß. Kant hat mir die Kritik beigebracht und Camus den Zweifel.“ Bei Karl Kraus ist die Rede davon, dass die klassische Bildung zuweilen vor allem die Banalität des Schmocks veranschaulicht, der sie dauernd vor sich herträgt. Entsprechend bekundet Habeck im Gestus überheblicher Bescheidenheit: „Vielleicht liegt es daran, dass ich zu viel Hegel gelesen habe, aber ich glaube fest daran, dass es hinter einer scheinbar zufälligen und zusammenhanglosen Reihe von Ereignissen oft eine gemeinsame Erklärung gibt.“

Wohlgemerkt: Solche Sätze leiten weder ein Zitat noch philosophische Exkurse ein, was es auch nicht besser machen würde, sondern fungieren ausschließlich als Werbung in eigener Sache. Habeck schafft es sogar, die banale Tatsache, dass ihm seine anfängliche Zurückhaltung beim Ringen um den Parteivorsitz am Ende nicht geschadet hat, als „negative

Dialektik at works“ zu interpretieren. Bemerkenswert ist, dass an den intellektuellen Fähigkeiten des Großdenkers auch dann keine Zweifel kommen, wenn seine in der Öffentlichkeit breitgewalzten intellektuellen Selbstzeugnisse klingen, als handele es sich um den stümperhaften Versuch eines Philosophiestudenten, die Kommilitonin anzumachen, die im Hegelseminar immer in der ersten Reihe sitzt. Die halbgebildete Angeberei mit Kant, Hegel und Co. verwurstet diese zu Versatzstücken einer hemmungslosen politischen Selbstmarketingstrategie, die bezeugt, dass sich hinter der zu Schau getragenen Belesenheit ein besonders abgefeimter Karrierist versteckt.

Im zweiten Teil lesen sie morgen: Die Widerspenstigen unten halten.

Dieser Text erschien zuerst in [BAHAMAS](#) Nr. 81. Auf [Achgut.com](#) wird er als Serie in drei Teilen veröffentlicht.

David Schneider ist regelmäßiger Autor der Zeitschrift BAHAMAS. Auf [Achgut.com](#) erschien bisher: [Juden in der AfD: Kein Recht auf extreme Meinungen?](#)

Anmerkungen:

* Neben Jugendbüchern umfasst ihr gemeinsames Werk übersetzte englische Lyrik, Romane (etwa über den G8-Gipfel in Heiligendamm oder den Herero-Aufstand) und ein Theaterstück, in dem es um Gustav Noskes Rolle während des Kieler Matrosenaufstandes geht. Gedichte über das Meer und den Wind wurden ebenfalls geschrieben. Die dazugehörige Webseite ist aus dem Netz verschwunden (<http://www.paluch-habeck.de/kleinearbeiten/gedichte/index.html>.)

Foto: [Manish Kumar CC-BY-SA 4.0 via Wikimedia Commons](#)

**Sie lesen gern Achgut.com?
Zeigen Sie Ihre Wertschätzung!**

[via Direktüberweisung](#)

Kategorien: [Inland](#): [Medien](#): [Politik](#):

Der grüne Schwafler (2): Die pfäffische Mitleidstour

Von David Schneider.

Die Frage, ob Robert Habeck trotz oder wegen seines übertriebenen Selbstvertrauens im intellektuellen Milieu als Mann der Stunde gefeiert wird, lässt sich nicht abschließend beantworten. Jedenfalls wird sein „atypischer Lebenslauf“ – die Promotion in einem literaturwissenschaftlichen Fach und die Tätigkeit als Schriftsteller, also im Grunde die Tatsache, dass er überhaupt nichts gelernt hat – im Feuilleton als Eignung betrachtet, die er anderen Politikern voraus habe. Weil sich in den kommenden Jahren „alles grundstürzend ändern“ werde, könne „der Literaturpolitiker“ ([Volker Weidermann](#)) seine erzählerischen Fähigkeiten ganz in den Dienst der politischen Moderation stellen und den anpackenden Teil der Gesellschaft mit motivierenden Sinnsprüchen versorgen, [spekuliert Tobias Haberkorn in der Zeit](#).

Aus dem Vorschlag, Politiker an Bord zu holen, deren Talent zum Zusammenschmieren halbgarer Fiktionen sie in die Lage versetzt, der Krisenstimmung diskurstherapeutisch entgegenzuwirken, spricht ein verständlicher Mangel an Zuversicht, der auch die Stimmung im gehobenen Milieu prägt. Mit den Unzufriedenen allein könnte man fertig werden, inzwischen zeigen aber selbst die Wohlwollenden erste Ermüdungserscheinungen. [So schreibt Claudius Seidl in der FAZ](#):

Das bürgerliche Publikum hat sich, seit die AfD auf ihre prollige Art das Establishment für seine pure Existenz und die Eliten wegen ihrer vermeintlichen Abgehobenheit so radikal angreift und beschimpft, ja angewöhnt, die Immanenz des politischen Denkens, die Floskelhaftigkeit und Borniertheit der politischen Sprache gegen die Populisten zu verteidigen: als notwendiges Übel im Prozess demokratischer Kompromiss- und Konsensbildung. Habeck, dessen Sprache die politische Sphäre von außen betrachten kann, erinnert dieses Publikum wieder daran, wie groß noch vor ein paar Jahren die Sehnsucht danach war, dass deutsche Politiker sich ein Außen, ein Jenseits der Politik überhaupt nur vorstellen könnten.

Die Politik am liebsten ganz verabschieden

Auf die Idee, dass das „bürgerliche Publikum“ erst aus Gründen der Notwehr damit begonnen habe, die herrschende Ordnung und die sie stützenden Phrasen zu verteidigen, während man sich den parlamentarischen Alltag vor der AfD als gesittete Interaktion vorstellen soll, in der die Bürger und ihre Politiker ungestört dem Wahren, Guten und Schönen dienen durften, muss man angesichts der Verfasstheit des deutschen Nachbürgertums erstmal kommen. So aber will es der Feuilletonchef der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, Claudius Seidl, der von den Angriffen auf die Regierungspolitik so gekränkt ist, dass er die Politik am liebsten ganz verabschieden würde.

Dem Wunsch nach einem „Jenseits der Politik“, das Habeck verspricht, liegt die Erkenntnis zugrunde, dass man im direkten politischen Streit mit dem nicht zu besänftigenden Pöbel nur verlieren kann, weil das, was diesen stört, nicht vernünftig zu verteidigen ist. Deswegen soll es bei der rhetorisch abgerüsteten Fortsetzung des eingeschlagenen politischen und ökonomischen Kurses um das Allgemeinmenschliche gehen, womit die Hoffnung verknüpft ist, dass dann weniger gepöbelt werde. Wie soll man auch gegen politische Entscheidungsträger wettern, die mit der Produktion von Verlierern zwar keine Probleme haben, aber auch im Angesicht dieser schweren Zeit menschlich bleiben, oder, um es [in Habecks unvergleichlichen Worten](#) zu sagen: „Politik ist das Wissen, dass politische Entscheidungen das Leben von Menschen verändern – und nicht alle dabei gewinnen. Und dass wir den Unterlegenen dabei noch in die Augen schauen müssen.“

Die Politik, die heute parteiübergreifend durchgepeitscht wird, sieht nicht einmal mehr vor, die Krisenhaftigkeit des Kapitalverhältnisses mittels sozialdemokratischer Reformpolitik abzumildern. Beim Sichern des Fortgangs der Kapitalakkumulation muss auf Ungemach der Dauermobilisierten wegen ausbleibender materieller Entschädigungen für den wachsenden Stress weniger Rücksicht genommen werden denn je, weil alle die Ideologie des selbstverantwortlichen Konkurrenzkampfes restlos verinnerlicht haben. Forderungen nach Lohn- und Rentenerhöhungen oder der Wunsch nach mehr Ruhe vorm Arbeitsterror gelten als unverschämte Anmaßungen von verfetteten Wohlstandswürsten, die sich auf Kosten der jungen Generation bereichern wollen.

Permanente Produktion symbolischer Anerkennung

Mit der permanenten Produktion symbolischer Anerkennung soll das Bewusstsein getilgt werden, dass es allein um materielle Verbesserungen zu gehen hätte. Die pfäffische Mitleidstour erfüllt überdies den Zweck, all jenen, die gut darauf verzichten können, dass ihnen in die Augen geschaut wird, auch noch ein schlechtes Gewissen einzureden. Denn wer trotz nettester Dialog-Offerten kalt bleibt, gibt sich als Feind der Demokratie [zu erkennen](#): „Ein Stolz darauf, nicht dazuzugehören, beginnt unsere Demokratie auszuhöhlen.“

Warum ausgerechnet die zuverlässig illiterate politische Klasse sich plötzlich mit Sprache beschäftigen soll, hat Habeck [in seinem letzten Werk](#) „*Wer wir sein könnten. Warum unsere Demokratie eine offene und vielfältige Sprache braucht*“ ausgeführt. Statt miteinander zu reden, habe das gegenseitige Niedermachen Hochkonjunktur. Problematisch sei der Vormarsch der Kampfsprache des Populismus, weil es sich beim Sprechen nicht nur um eine Frage der Umgangsformen handele. Sprache [konstituiere vielmehr Wirklichkeit](#): „Wie wir sprechen, entscheidet darüber, wer wir sind. Und wer wir sein können.“

Ganz falsch ist das nicht, schließlich veranschaulicht Habeck in seinen Wortbeiträgen selbst immer wieder, dass er so doof ist, [wie er klingt](#): „In einer Zeit, in der Parteipolitik als pfui und bäh gilt, sitzen hier tausend Delegierte voller Aufmerksamkeit und Konzentration. Dieser Dienst an der Demokratie ist ganz, ganz großartig. We will rock you.“ Auffällig an dem Missverhältnis zwischen Anspruch und Wirklichkeit der eigenen Sprachpraxis ist, dass diejenigen, die den Niedergang der Sprache am larmoyantesten beklagen, immer nur die Sprache der Anderen meinen, denen die Bildung, vor allem aber die Bereitschaft zum Dialog fehle.

Die volkspädagogische Sicht auf die Unterschicht verdeckt, dass die Regression des Sprachvermögens außersprachliche Gründe hat, die mit der Ohnmacht und Abhängigkeit zusammenhängen, zu der die Einzelnen verdammt sind. Bei der Klage über den Sprachverfall

geht es bei genauerer Betrachtung gar nicht um die Sprache oder ihre sozialen Bedingungen, sondern um die Angst, dass die Durchhalteparolen der herrschenden Politik auch dann keine integrative Wirkung mehr entfalten, wenn sie sozialpädagogisch verfeinert daherkommen ([Wolfgang Pohrt](#)).

Mit Zuckerbrot und Peitsche nach unten kommunizieren

Adressaten des Verständigungskitsches, für den Habeck steht, sind nur scheinbar „die Unterlegenen“. Man hat sich eingestehen müssen, einen Teil der Bevölkerung weder mit Pädagogik noch mit Beschimpfungen zu erreichen. Umso wichtiger ist, dass dieser Bevölkerungsteil entweder zum Schweigen gebracht oder zu einer Ansammlung gefährlicher Spinner erklärt wird. Selbst Habeck kommt nicht umhin, von jenen – natürlich rechtspopulistischen – „[Armeen von Trollen](#)“, zu sprechen, die „den ganzen Tag Zeit haben, ihre Beschimpfungen loszulassen.“ Der Hype ums Miteinander reden erweist sich als öffentliches Selbstgespräch des akademischen Mittelstandes, das die Überzeugung aller Beteiligten voraussetzt, dass alles beim Alten bleiben soll.

Man muss kein Verschwörungstheoretiker sein, um zu diagnostizieren, dass die Art und Weise des Nach-Unten-Kommunizierens, das Prinzip Zuckerbrot (den Unterlegenen in die Augen blicken) und Peitsche (Armee von Trollen), den mal mehr und mal weniger bewussten Versuch darstellt, Widerspruch mittels selbstbezoglicher Kommunikation kaltzustellen. Ulrich Enderwitz hat das schon vor über zwanzig Jahren zu einer Zeit beobachtet, als Fragen des Kommunizierens noch nicht im Zentrum des politischen Diskurses standen:

„Und in der Tat ist Kommunikation nichts sonst als die in objectu getroffene hochheilige Absprache und in rebus abgegebene eidesstattliche Erklärung, sich auf keinerlei objektive Auseinandersetzung einzulassen, unter keinen Umständen über die Sache mit sich reden lassen zu wollen.“ (zitiert nach: Klaus Bittermann und Gerhard Henschel (Hg.): Das Wörterbuch des Gutmenschen)

Das „[Framing-Manual](#)“, das ARD-Führungskräften rhetorische Tricks bereitstellt, die helfen sollen, das eigene moralische Überlegenheitsgefühl gegen Kritik abzudichten, ist nur ein besonders dreistes aktuelles Beispiel für den manipulativen Charakter der herrschenden politischen Kommunikation. Habeck, der seinen Lesern mehr sprachliche Sensibilität und die Überprüfung bisheriger Argumentationsweisen empfiehlt, teilt mit der Autorin des Manuals, der schrulligen Sprach-Expertin Elisabeth Wehling, die Auffassung, dass sprachliche Deutungshoheit ein zentraler Faktor bei der Herrschaftssicherung ist.

Anders als Wehling, deren Empfehlungen („Wir nehmen jeden ernst – auch deine Oma“ oder „Wir sind Ihr“) verdeutlichen, dass Dienstleistung bei der Herrschaftssicherung auf Dauer blöde macht, vermeidet Habeck, der Wert auf den Kontakt zu Menschen legt, weitgehend einen ins offen Wahnsinnige tendierenden Gutmenschen-Slang. Vielmehr suggeriert er, dass über alles gesprochen werden könne, ohne die ungleichen Voraussetzungen zur Teilnahme an diesem Gespräch zu benennen.

Den ersten Teil dieser Beitragsfolge [finden Sie hier](#).

Im dritten Teil lesen Sie morgen: Wahrheit als gefürchtete Gegnerin.

Dieser Text erschien zuerst in [BAHAMAS](#) Nr. 81. Auf [Achgut.com](#) wird er als Serie in drei Teilen veröffentlicht.

David Schneider ist regelmäßiger Autor der Zeitschrift BAHAMAS. Auf Achgut.com lesen Sie von ihm außerdem: [Juden in der AfD: Kein Recht auf extreme Meinungen?](#)

Foto: [Olaf Kosinsky CC BY-SA 3.0 de](#), [via Wikimedia Commons](#)

**Sie lesen gern Achgut.com?
Zeigen Sie Ihre Wertschätzung!**

[via Direktüberweisung](#)

TEIL 3 folgt